ZU ENDE GEFÜHRT

Willy Brandt hat es freiwillig getan. Erhard Eppler und Gregor Gysi ebenso. Kurt Biedenkopf und Jürgen Möllemann mussten ein wenig genötigt werden. In seinem kürzlich erschienenen Buch „Persönlich habe ich mir nichts vorzuwerfen" zeichnet der Historiker Michael Philipp die deutschen Rücktritte der vergangenen 60 Jahre detailliert nach. Damit ist Philipp ein spannender Politkrimi gelungen – nur der Schlussteil enttäuscht ein wenig.

Rezension: Ellen Kollender und Dominic Schwickert

Uwe Barschel war Ministerpräsident von Schleswig Holstein, als er seinen politischen Gegner Björn Engholm von Privatdetektiven beschatten ließ, um dessen Privatleben nach pikanten Geschichten abzuklopfen. Der CDU-Mann scheute zum Machterhalt vor schmutzigen Tricks nicht zurück. So ließ er gegen Engholm eine anonyme Anzeige wegen angeblicher Steuerhinterziehung erstatten und plante die Installation von Wanzen in der Staatskanzlei, um Engholm später einen Lauschangriff anzulasten. Doch Barschels Machenschaften flogen auf, nach einem der größten Polit-Skandale der bundesdeutschen Geschichte musste er zurücktreten.

Michael Philipp unternimmt in „Persönlich habe ich mir nichts vorzuwerfen – Politische Rücktritte in Deutschland von 1950 bis heute" (Süddeutsche Zeitung Edition) einen Streifzug durch 60 Jahre deutsche Rücktrittsgeschichte. Philipp untersucht Abgänge von Regierungschefs und Ministern in Bund und Ländern. Er identifiziert bestimmte Mechanismen und Rituale von der medialen Skandalisierung über den Generalangriff der Opposition bis hin zum Krisenmanagement des betroffenen Politikers. Zudem entwickelt Philipp eine Typologie von Demissionsgründen, darunter Rücktritte aus persönlichem und politischem Fehlverhalten oder rechtswidriger Vorteilsnahme. Unter der Bezeichnung „Störfälle der Demokratie" werden all diejenigen Rücktritte zusammengefasst, denen eine skandalöse Normenverletzung vorangeht.

MIT GETRÜBTEM BLICK IN DIE GRAUZONE

Skandale mit Rücktrittsfolgen gab es in der Bundesrepublik einige. Vermutlich ist die Politikerspezies nicht raffgieriger als der Durchschnittbürger, doch die Verführungen qua Amtsmacht sind ungleich größer. Auf der Höhe der Macht scheint Sauerstoffmangel oftmals den Realitätssinn zu trüben und das Unrechtsbewusstsein zu dezimieren. Privilegien werden dann schnell als Selbstverständlichkeit wahrgenommen. Dieser moralische Relativismus kann in Verbindung mit der Angst vor Machtverlust eine gefährliche Abwärtsspirale für den Spitzenpolitiker einläuten.

Ein Politiker in privilegierter Position profitiert häufig von Gefälligkeiten und Vergünstigungen, mit denen er sich schnell in einer moralischen Grauzone bewegt, juristisch ist das meist unproblematisch. Dabei ist er in einem ständigen Dilemma: Einerseits braucht er die Beziehungspflege zu den Leistungsträgern der Gesellschaft und genießt die Privilegien, die ein öffentliches Amt bereitstellt. Andererseits werden aber bei zu viel Nähe oder Konsum dergleichen Unabhängigkeit, Glaubwürdigkeit und Gemeinwohlorientierung schnell in Frage gestellt. Ab einem gewissen Punkt kommt dann der Stein ins Rollen. Ein Politiker wird zur Belastung für Regierung und Regierungspartei. Durch einen Rücktritt nach einem derartigen Skandal kommt es dann laut Philipp zu einer Art Katharsis, „zu einer temporären gesellschaftlichen Läuterung".

DAS SPIEL MIT DER MORAL

Philipp setzt in seiner Analyse weit vor dem Moment des Rücktritts an. Häufig geht diesem ein monatelanges Gezerre voran. Die oft durchsichtigen Manöver sind dabei nach Philipp Bestandteil des rituellen Schlagabtausches. So gehören Rücktrittsforderungen zum politischen Alltagsinstrumentarium der Opposition und sind taktisches Mittel zur Demoralisierung der Regierung. Auch die Replik der betroffenen Regierungspartei unterliegt einem klaren Muster: Erste Reaktionen reichen von einem Dementi über Beschwichtigungen bis hin zur entrüsteten Zurückweisung der Vorwürfe und deren Diffamierung als billige Kampagne. Auch wenn hinter dem Rücken schon die Messer gewetzt werden, nach außen wird zunächst Solidarität bekundet. Diese Handlungen sind allesamt Teil des Machtspiels, das hinter den Kulissen zwischen den politischen Akteuren abläuft.

Glaubt man Philipp, so werden Politiker, über deren Haupt das Damoklesschwert des Rücktritts schwebt, selbst zu Spielfiguren. Nur selten entscheidet ein betroffener Politiker selbst über sein eigenes politisches Schicksal. Vielmehr hängt es von den Reaktionen der Parteifreunde ab, ob und wann ein Rücktritt erfolgt. Nach Skandalen wird jedes Schweigen als Signal gedeutet, ein subtiles Spiel mit wenigen Worten und umso mehr Andeutungen beginnt. Zurückhaltende Vertrauenserklärungen von Parteifreunden gehen dann auch vielen Rücktritten voraus. Die größte Erniedrigung im politischen Leben ist jedoch die öffentliche Entthronung durch die eigene Partei. Deshalb verfolgt der diskreditierte Politiker die innerparteiliche Debatte mit Argus-Augen, denn der Schmach einer Entlassung will er um jeden Preis zuvorkommen.

FREUND-FEIND-PARTEIFREUND

Ob der Rücktritt kommt oder nicht, darüber entscheidet sicher nicht die moralische Grundhaltung der entsprechenden Partei. Derartige Personalentscheidungen werden aus kaltem Kalkül gefällt: Entscheidend sind dabei das Ansehen und die Stellung des Politikers in der Partei, die Wahltermine und politischen Konstellationen, das Angebot an möglichen Ersatzkandidaten sowie der zeitliche Kontext. Gerade verbale Entgleisungen sind hochgradig zeit- und raumabhängig, macht Philipp deutlich. Der Lapsus von Hertha Däubler-Gmelin, den sich die damalige Justizministerin im Wahlkampf 2002 mit einem indirekten Bush-Hitler-Vergleich leistete, sagte wenig über ihre Eignung für ein Ministeramt aus. Die CDU jedoch sprach sofort von einem Schaden für Deutschland und setzte Schröder per Ultimatum unter Druck – wenig später kündigte Frau Däubler-Gmelin ihren Rückzug aus der Bundesregierung an. Ein derartiger Schnellschuss war der allgemeinen Anspannung wenige Monate nach den Terroranschlägen von New York geschuldet. Dies spielte der CDU in die Hände, die wenige Wochen vor der Bundestagswahl erfolgreich die Moralkarte zückte.

Es ist auffällig, dass bei eigenen Amtsträgern gern verteidigt wird, was beim politischen Gegner als untragbar gilt. Die größte Kunst in diesem Spiel scheint es zu sein, taktisch vorzugehen und das eigene Handeln der Öffentlichkeit als moralisch motiviert zu verkaufen. Philipp ist zuzustimmen, dass in Rücktrittsdebatten eine Verständigung über Normen und Werte stattfindet. Trotzdem ist diese Verständigung – und dies wäre zu ergänzen – ein Spiel mit verschleierten Motiven, in dem alle Beteiligten pokern, flunkern, inszenieren und taktieren. Bei einem Rücktritt erlebt man nicht nur Sternstunden der Demokratie, wie es bei Philipp manchmal anklingt. Eine Demission eröffnet sowohl die Bühne für den Schwanengesang des betroffenen Politikers als auch für ein manchmal recht unmoralisches Ränkespiel hinter den Parteimauern.

KARDINALFRAGE FÜR LAFONTAINE?

In der Gesamtschau ist Philipps Analyse sauber, die Argumentation nachvollziehbar. Nur bei der Untersuchung des Rücktritts Oskar Lafontaines als Bundesfinanzminister und SPD-Vorsitzender 1999 entsteht der Eindruck einer gewissen Beliebigkeit in der Typologisierung. Lafontaines Rückzug wird als „Rücktritt aufgrund der politischen Entwicklung" eingeordnet.

Hingegen typisiert Philipp die Amtsniederlegung des Innenministers Gustav Heinemann 1950 als „Rücktritt aus Protest“. Einige Parallelen sind aber erkennbar: Bei beiden ging der Rücktritt nicht auf eine Skandalisierung zurück, sondern löste den Skandal erst aus. Anschließend kam es – wie bei Rücktritten aus Protest nicht unüblich – zu ernsthaften Zerwürfnissen zwischen dem Politiker und seiner Partei. Dem Rücktritt Heinemanns ging eine schwerwiegende Kontroverse mit dem damaligen Bundeskanzler Adenauer über Fragen der Wiederbewaffnung voraus, dem Lafontaines ein heftiger Streit mit Schröder über die Grundausrichtung der rot-grünen Bundesregierung. Könnte man Lafontaines Unzufriedenheit mit Schröders Wirtschaftspolitik und seine Larmoyanz über ein „schlechtes Mannschaftsspiel“ nicht auch als Rücktritt aus Protest werten? Möglicherweise war sein Rücktritt auch, wie im Falle Heinemanns, eine persönliche Beantwortung der Kardinalfrage, für welche Politik er stehen wollte. Ging es Lafontaine vielleicht um seine Identität als Linker, wie er in seinem Buch „Das Herz schlägt links“ wenige Monate nach seinem Rücktritt zumindest behauptete? Gewiss ist der Selbstauskunft Lafontaines mit Vorsicht zu begegnen; eine weitergehende Problematisierung um die mögliche Gewissensfrage Lafontaines wäre in Philipps Werk dennoch wünschenswert.

KLOTZEN STATT KLECKERN

Bei der Lektüre des Buches fällt immer wieder auf: Politik ist ein hartes Geschäft. Philipp gelingt es besonders gut, dies immer wieder an den spannungsgeladenen Rücktrittsituationen zu verdeutlichen. Wenn er die entscheidenden Tagen und Stunden nachzeichnet und einige Muster und Mechanismen entlarvt, fühlt man sich manches Mal in einen Politthriller versetzt. Nur: So spannend das Sujet, so überladen die Darstellung: 250 Rücktrittsbeispiele auf knapp 500 Seiten. Das bedingt einige Sprünge, die manchmal schwer nachvollziehbar sind und den Leser trotz augenscheinlicher Bemühungen des Autors zu Übergängen bisweilen herausfordern.

Philipp stellt zu Recht heraus, dass die Geschichte nicht nur den bestraft, der zu spät kommt, sondern auch den, der zu spät geht. Doch das im Vorwort angekündigte „mutige Fazit“ liefert nicht viel mehr als die triviale Botschaft, dass Politiker weniger an ihrem Amt kleben sollten. Die von Philipp propagierte „Kultur der Rücktritte“, in der Rücktritte ihren Sensationscharakter verlören und eine „reguläre Handlungsoption“ und ein „akzeptiertes Reaktionsmuster“ darstellten, ist zwar sympathisch, aber wenig originell. So ist Philipps letztes Kapitel zweifellos das schwächste, leider – denn der Schlussteil wird der Gesamtleistung dieses Buches nicht gerecht. Stattdessen wird unter Überschriften wie „Demut statt Dünkel“ und „Abgang in Schönheit“ festgestellt, dass fast alle Rücktritte zu spät erfolgten und dass den politischen Folgen von Fehlverhalten und Skandalisierung beizukommen wäre, wenn es mehr und schnellere Rücktritte gäbe. Als Vorbild für eine Rücktrittskultur wird im Mittelteil des Buches immer wieder Großbritannien genannt. Ein systematischer Vergleich der politischen Kulturen wäre an dieser Stelle angemessen gewesen.

Der erzieherische Unterton, der im gesamten Buch immer wieder durchschlägt, ist selten so anstrengend wie im Schlussteil. Trotzdem überwiegt der positive Gesamteindruck: Philipps Werk ist für alle politisch Interessierten lesenswert und über weite Strecken eine informative Reise durch die bundesdeutsche Skandalgeschichte. Auch wenn Philipp des Öfteren Max Webers „Politik als Beruf“ bis zur Grenze des Erträglichen bemüht, um der Darstellung der Rücktrittskontexte ein sozialwissenschaftliches Antlitz zu verleihen, sollte dennoch eins klar gesagt werden: Philipps Werk ist kein wissenschaftliches Kompendium, sondern ein unterhaltsames Sachbuch. Und so sollte es auch gelesen werden.

Michael Philipp: Persönlich habe ich mir nichts vorzuwerfen. Politische Rücktritte in Deutschland von 1950 bis heute. Süddeutsche Zeitung Edition. 2007. ISBN 978-3-86615-485-8